

M. Fäh-Barwinski, M. Schlegel, H. Schneider

Erster wissenschaftlicher Charta-Kongreß:

Neue Perspektiven für die Forschung in der Psychotherapie

(Zürich, 10.–12. Mai 1996)

Von der Zielsetzung zum Kongreß

Die Institutionen und Fachverbände in der Schweiz, die 1993 die *Charta für Psychotherapie* unterzeichnet haben, verfolgen zwei Ziele: erstens gemeinsame Standards für die Ausbildung festzulegen und zweitens eine gemeinsame methodenübergreifende Kultur praxisbezogener Forschung aufzubauen. Um die Entwicklung dieser Kultur zu fördern, wurde im Wissenschaftsausschuss bereits kurz nach der Unterzeichnung der Charta beschlossen, einen Kongress durchzuführen; im September 1994 erteilten die Charta-Institutionen dem Kongreß-Komitee den Auftrag, die Organisation an die Hand zu nehmen. Das Ziel des Kongresses sollte sein, die aktuellen Fragen in der Psychotherapie aufzugreifen und breit und differenziert zu diskutieren. Drei Fragen standen im Vordergrund:

1. Welches ist das Verhältnis zwischen Praxis und Forschung in der Psychotherapie?

Die heutige Situation ist durch eine Kluft zwischen Praxis und Forschung gekennzeichnet. Die Psychotherapieforschung spielt sich größtenteils in einem Kontext ab, der mit demjenigen der psychotherapeutischen Alltagsversorgung wenig zu tun hat. Naturalistische Prozeß- und Wirkungsforschung steht erst in den Anfängen. Ist – wie einige PsychotherapieforscherInnen behaupten – die Psychotherapieforschung heute in der Lage, die Grundlagen für eine wirksamere Psychotherapie-Praxis zu liefern? Oder steht die Psychotherapieforschung selber an einem Punkt, an dem sie sich neu orientieren und sich radikal der Erforschung der täglichen Praxis zuwenden muß, wie dies z.B. Orlinsky und Russell (1994) fordern? Wie kann der *gap* (Talley et al., 1993) zwischen Praxis und Forschung überbrückt werden? Muß ausschließlich die Praxis von der Forschung lernen, oder auch die Forschung von der Praxis? Wie würde das konkret aussehen? Wie können PraktikerInnen auch zu ForscherInnen werden – und hier ist mehr als das bloße „klassische“ Junktum gemeint, welches jedes Heilen auch als Forschen (am Einzelfall) versteht? Welches wäre in einer solchen neuen, von PraktikerIn-

nen und ForscherInnen gemeinsam getragenen Forschungskultur ein der Psychotherapie angemessenes Wissenschaftsverständnis?

2. Von welchen Zielvorstellungen geht die Psychotherapie aus?

Ziele von Psychotherapien sind Wertsetzungen, die weltanschauliche und politische Aspekte einschließen (Buchmann et al., 1996). Die Weltgesundheitsorganisation definiert Gesundheit als „Zustand des vollständigen körperlichen, seelischen und sozialen Wohls, und nicht nur [als] das Fehlen von Krankheit oder Schwäche“ (zit. nach Schaefer, 1992). Jede Psychotherapie-Methode setzt ferner theorie- und menschenbildimmanente „utopische“ Ziele. Im Zuge des Kostendrucks im Gesundheitswesen wird der Ruf nach einer „Redimensionierung“ der Gesundheitsziele lauter: Nicht mehr *gesund zu werden* sollte das Ziel sein, sondern *mit einem bestimmten Maß an Beschwerden erträglich zu leben*. Was bedeutet diese Situation für die Psychotherapie? Welche Ziele werden definiert, explizit oder implizit? Wer setzt diese Ziele im therapeutischen Kontext? Wer hat die gesellschaftliche Definitionsmacht?

3. Was ist gute Psychotherapie, was sind gute PsychotherapeutInnen?

Die Qualität von Psychotherapie – insbesondere die Ergebnisqualität – ist nicht nur ein Thema für die Forschung, sondern wird im Zeichen der Mittelknappheit im Gesundheitswesen immer mehr auch zu einem Gegenstand der Diskussion zwischen Kostenträgern und Leistungserbringern; Qualitätssicherung wird deshalb ein Bestandteil künftiger Verträge mit Krankenkassen sein. Wovon hängen Erfolg und Mißerfolg einer Psychotherapie ab? Aus dieser Frage leiten sich weitere (Forschungs-) Fragen ab: Wie hängen Erfolg und Veränderungsprozeß zusammen? Welches sind Merkmale produktiver psychotherapeutischer Prozesse? Welches sind Eigenschaften guter PsychotherapeutInnen? Wie

muß eine gute Psychotherapie-Ausbildung beschaffen sein?

Da diese Themen die PsychotherapeutInnen nicht nur im stillen Kämmerlein oder in internen Diskussionen beschäftigen, sondern auf dem Hintergrund der ökonomischen Krise im Gesundheitswesen in Form von provokativen und z.T. aggressiven Thesen und Postulaten von außen an die Psychotherapie herangetragen werden und die PraktikerInnen unter Druck setzen, sollte der Kongreß für unsere Profession auch der Suche nach Wegen in dieser schwierigen Situation dienen. Diese Fragenkomplexe und der historische Kontext wurden deshalb zum Titel „Psychotherapie – Antworten auf die neue Herausforderung: Welche Ziele? Welche Forschung? Welche Ausbildung?“ verdichtet. Der Kongreß sollte die PraktikerInnen aus der Defensive locken und sie mit ForscherInnen zusammenbringen. Die ReferentInnen wurden gezielt nach einem Merkmal ausgewählt: Sie sollten ein breites Verständnis von Psychotherapie-Praxis und Psychotherapie-Forschung unterstützen und eigene Ansätze zur Beantwortung der oben aufgeworfenen Fragen präsentieren.

Die Auswahl der Beiträge für dieses Themenheft

Das Programm umfaßte den Eröffnungsvortrag von G. Rudolf, fünf Panels und 15 Workshops. Von den zahlreichen Beiträgen haben wir für dieses Themenheft eine Auswahl getroffen. Um zu einer überblickbaren Zusammenstellung zu gelangen, nahmen wir dafür von den im Untertitel des Kongresses angesprochenen Perspektiven der Ziele, der Forschung und der Ausbildung die Perspektive der Forschung ein und bestimmten als weiteres Kriterium „Aktualität auf einer grundsätzlichen Ebene“: die ausgewählten Beiträge sollten Überlegungen zur Diskussion stellen, die einen Nährboden bilden können für spezifische einzelne Forschungsprojekte. Die Antworten der ReferentInnen zu den im Kongreßtitel gestellten Fragen sind für die PsychotherapeutInnen ermutigend, weil sie der Komplexität des psychotherapeutischen Geschehens gerecht werden. Folgende Themen werden von den AutorInnen in diesem Heft erörtert:

Bisherige Psychotherapieforschung und Tendenzen der zukünftigen Entwicklung

Rudolf gibt einen Überblick über grundsätzliche Fragen, die sich der heutigen Psychotherapieforschung stellen. Nach welchen Kriterien beispielsweise soll das Ergebnis einer Psychotherapie erfaßt werden? In welcher Beziehung stehen statistische Signifikanz und klinische Relevanz einer Veränderung? Welche Art von Aussagen sind mit quantifizierenden Verfahren, welche mit qualitativen Verfahren möglich? Welches sind die Kennzeichen klassischer experimenteller Psychotherapiestudien einerseits und naturalistischer Evaluationsstudien andererseits? Das Explizit-Machen methodologischer Vorentscheidungen ermöglicht eine informierte Diskussion darüber, welche Anforderungen an zukünftige Forschungsprojekte gestellt werden sollen.

Rügers Beitrag kann als Expertenbericht zur Frage gelesen werden, welchen Anspruch auf Gültigkeit die Aussagen der herkömmlichen Psychotherapieforschung erheben können. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Art, wie statistische Methoden in der Psychologie verwendet werden, ist auf Grund der aktuellen Entwicklung im Gesundheitswesen umso wichtiger, als Ergebnisse der Psychotherapieforschung zunehmend für die Entscheidungsfindung herangezogen werden. Der Psychotherapieforschung selbst könnten solche nachdrückliche Hinweise auf die Grenzen der bisher verwendeten Methodologie Impulse verleihen für die Entwicklung neuer Ansätze.

Strupp skizziert, welche Entwicklungen sich in den nächsten Jahren für die psychodynamische Psychotherapie abzeichnen. Dieses Bild stützt sich sowohl auf Erkenntnisse, die hauptsächlich aus der klinischen Praxis hervorgehen (z.B. das sich verändernde Verständnis der Übertragung), als auch auf neues Wissen, zu dem die Psychotherapieforschung wesentlich beiträgt (z.B. Indikationskriterien für Kurztherapien).

Aufarbeiten geeigneter „Wissenschaftsmodelle“

Auf dem Hintergrund ihrer umfassenden Kenntnis der *Physik fern vom Gleichgewicht* (Prigogine und Stengers, 1979, 1988) weist Stengers auf die Grenzen des experimentellen Ansatzes hin und schafft eine wissenschaftstheoretische Grundlage für das Untersuchen des psychotherapeutischen Prozesses aus der Perspektive der Praxis. Ihre Überlegungen basieren auf der Auseinandersetzung mit der Epistemologie der Psychoanalyse in *Le coeur et la raison* (Chertok und Stengers, 1989). Ein wissenschaftstheoretischer Kommentar, den Stengers (1991) ursprünglich als Vorwort zur französischen Ausgabe der Biographie der Nobelpreisträgerin Barbara McClintock verfaßte, liegt unter dem Titel „Une science au féminin?“ vor.

Duruz geht von der Frage aus, unter welchen Voraussetzungen die Psychotherapie als wissenschaftlich bezeichnet werden kann. Wie Stengers bezieht er dafür eine zeitgemäße epistemologische Position, die methodologische Festlegungen der empirischen Psychologie – und damit der herkömmlichen Psychotherapieforschung – relativiert und gleichzeitig die Vielfalt der psychotherapeutischen Orientierungen unterstützt.

Auf dem Hintergrund ähnlicher theoretischer Entwicklungen in der Physik wie Stengers – der Synergetik Hakens – plädiert Kriz für eine Neuorientierung der Psychotherapieforschung. Wie auch der in der Synergetik-Reihe des Springer-Verlags erschienene Band *Self-Organization and Clinical Psychology* deutlich macht, stellen diese *Theorien der Komplexität* eine neue theoretische Grundlage dar, um Prozesse der Veränderung in Psychotherapien konzeptuell zu fassen.

Von der Praxis ausgehende Forschungsansätze

Während sich die Beiträge von Stengers, Duruz und Kriz mit wissenschaftstheoretischen und konzeptuellen Grundlagen für eine zukünftige Psychotherapieforschung beschäftigen, gibt Klüwer einen Hinweis, wie

Forschung durch Psychotherapeuten initiiert und praktisch durchgeführt werden kann, indem er seine Erfahrungen mit dem Dokumentieren und Besprechen des Gesamtverlaufs von Kurztherapien beschreibt. Diese „Fokalkonferenz“ könnte einen Ausgangspunkt bilden für das Entwickeln eines Forschungs-„Settings“, in dem psychotherapeutisches Wissen ausgehend von der Praxis weiterentwickelt wird.

Welche Problemstellungen für eine „Psychotherapieforschung im Kontext der Praxis“ zeichnen sich ab?

Auf der Ebene einzelner Projekte, die aus dieser grundsätzlichen Diskussion hervorgehen könnten, greifen wir folgende Themen heraus:

Designs für die Untersuchung von Dauer und Ergebnis von Psychotherapien in der alltäglichen Praxis (vgl. Kächele et al., 1995; Kordy und Kächele, 1995; Seligman, 1995): Welche Art von Aussagen sind mit welcher Art von Untersuchungsplan möglich? Eine Ausgangsfrage für die Diskussion könnte sein: Soll ein „Standard“ für solche Untersuchungen definiert werden (vgl. Matthews, 1995, der die Entwicklung zum Standard des *clinical trial* im 19. und 20. Jahrhundert nachzeichnet)?

Indikationsleitlinien (vgl. APA, 1993): Wie könnte die Kommunikation zwischen PsychotherapeutInnen und Krankenkassen bezüglich der Frage, wer wieviel Psychotherapie erhält, idealerweise aussehen (vgl. Conne, 1996)? Welche „diagnostischen Systeme“ (wie das ICD-10) sind verfügbar, und welche anderen Lösungsansätze (vgl. Beutler und Clarkin, 1990; Arbeitskreis OPD, 1996) sind denkbar?

Prozeßforschung: Wie kann interaktives Verhalten des Psychotherapeuten auf einer mikroanalytischen Ebene beschrieben werden, das Prozesse der Veränderung im Patienten behindert oder unterstützt (vgl. Bänninger-Huber, 1995; Henry et al., 1993)? Können auf Grund von detaillierten Berichten der behandelnden Psychoanalytikerin im Veränderungsprozeß „typische“ Muster identifiziert werden, die es ermöglichen, produktive Interventionsweisen zu kennzeichnen (vgl. Schneider et al., 1995)?

Entwicklung von spezifischen Behandlungsformen für einzelne Störungen: Ist es möglich, aus „prozessualen“ (Bastine, 1992) Psychotherapien Elemente zusammenzutragen, die sich als hilfreich erwiesen haben, und diese „gezielt“ für die Behandlung z.B. häufig vorkommender oder besonders schwieriger Störungen einzusetzen (vgl. Busch et al., 1996; Greenberg et al., 1993)?

Für das Ausarbeiten neuer Lösungsansätze für die aufgeführten Problemstellungen enthalten die Beiträge in diesem Heft wichtige Anhaltspunkte. Wir könnten uns vorstellen, daß sich im Rahmen der Diskussionskultur, die den Charta-Kongreß kennzeichnete, eine „Psychotherapieforschung im Kontext der Praxis“ herausbildet, die

- auf die Weiterentwicklung des psychotherapeutischen Wissens ausgerichtet ist,
- auf den Kenntnisstand in Forschungsbereichen im Umfeld Bezug nimmt (z.B. Emotions- und Interakti-

onsforschung, Entwicklungspsychologie, Kognitionsforschung) und

- dadurch das Interesse und die Mitarbeit der PsychotherapeutInnen findet, daß diese Forschung eine unmittelbare Bedeutung für ihre Tätigkeit erhält.

Literatur

- American Psychiatric Association (APA) (1993, February) Practice guideline for eating disorders. *Am J Psychiatry* 150: 212-228
- Arbeitskreis OPD (Hrsg) (1996) Operationalisierte Psychodynamische Diagnostik. Grundlagen und Manual. Huber, Bern
- Bänninger-Huber E (1995) Die Untersuchung von Schuldgefühlen in der psychotherapeutischen Interaktion. Eine mimische Mikroanalyse. In: Koch G (Hrsg) Auge und Affekt. Wahrnehmung und Interaktion. Fischer, Frankfurt/M, S 39-56
- Bastine R (1992) Differentielle Psychotherapie in der Entwicklung - einige Bemerkungen zu dem Artikel von Klaus Grawe. *Psychologische Rundschau* 43: 171-173
- Beutler LF, Clarkin JF (1990) Systematic treatment selection. Toward targeted therapeutic interventions. Brunner/Mazel, New York
- Buchmann R, Schlegel M, Vetter J (1996) Die Eigenständigkeit der Psychotherapie in Wissenschaft und Praxis. In: Pritz A (Hrsg) Psychotherapie - eine neue Wissenschaft vom Menschen? Springer, Wien New York, S 75-122
- Busch F, Milrod B, Cooper A, Shapiro T (1996) Psychodynamic approaches to panic disorder. *J Psychother Practice Research* 5: 73-83
- Chertok L, Stengers I (1989) Le coeur et la raison. L'hypnose en question, de Lavoisier à Lacan. Payot, Paris
- Chertok L, Stengers I (1992) A critique of psychoanalytic reason. Hypnosis as a scientific problem from Lavoisier to Lacan. Stanford University Press, Stanford, CA
- Conne R (1996) Struktur und Inhalt eines Berichtes an die Krankenkasse. Tagung des Schweizerischen Psychotherapeuten-Verbandes (SPV) „Psychotherapeuten, Psychotherapeutinnen und Vertrauensärzte im Gespräch“ (Referatsammlung, S 9-23). Sekretariat des SPV, Zürich
- Greenberg LS, Rice LN, Elliott R (1993) Facilitating emotional change. The moment-by-moment process. Guilford Press, New York
- Henry WP, Strupp HH, Butler SF, Schacht TE, Binder JL (1993) Effects of training in time-limited psychotherapy: Changes in therapist behavior. *J Consult Clin Psychol* 61: 434-440
- Kächele H, Pfäfflin F, Simons C (1995) Fachgutachten im Rahmen sozialgerichtlicher Klärung des Umfangs der Leistungspflicht einer Krankenkasse für analytische Psychotherapie. *Psyche* 49: 159-173
- Kordy H, Kächele H (1995) Der Einsatz von Zeit in der Psychotherapie. *Psychotherapeut* 40: 195-209
- Matthews JR (1995) Quantification and the quest for medical certainty. Princeton University Press, Princeton, NJ
- Orlinsky DE, Russell RE (1994) Tradition and change in psychotherapy research: Notes on the fourth generation. In: Russell RL (ed) Reassessing psychotherapy research. Guilford Press, New York, pp 185-214
- Prigogine I, Stengers I (1979) La nouvelle alliance. Métamorphose de la science. Gallimard, Paris
- Prigogine I, Stengers I (1986). Dialog mit der Natur. Neue Wege naturwissenschaftlichen Denkens. Piper, München
- Prigogine I, Stengers I (1988) Entre le temps et l'éternité. Fayard, Paris
- Prigogine I, Stengers I (1993) Das Paradox der Zeit. Zeit, Chaos und Quanten. Piper, München

- Schaefer G (1992) Der Gesundheitsbegriff bei verschiedenen Völkern. In: Trojan A, Stumm B (Hrsg) Gesundheit fördern statt kontrollieren. Fischer, Frankfurt/M, S 50–71
- Schneider H, Barwinski R, Fäh M (1995) How does a psychoanalyst arrive at a judgment on what is going on between herself and her patient? A study based on theories of self-organizing processes. In: Boothe B, Hirsig R, Helminger A, Meier B, Volkart R (eds) Perception – evaluation – interpretation. Swiss monographs in psychology, vol 3. Huber, Bern, pp 66–74
- Seligman MEP (1995, December). The effectiveness of psychotherapy. The Consumer Reports Study. *Am Psychol* 50: 965–974
- Stengers I (1991) Une science au féminin? In: Stengers I, Schlanger J (eds) Les concepts scientifiques. Gallimard, Paris, pp 173–187
- Talley PF, Strupp HH, Butler SF (eds) (1994) Psychotherapy research and practice: Bridging the gap. Basic Books, New York

Die Autoren dieses Editorial waren Mitglieder des Programm-Komitees.

Dr. phil. Markus Fäh-Barwinski, Psychoanalytische und psychotherapeutische Praxis in Zürich, Mitarbeiter in einer Forschungsgruppe im Bereiche der Untersuchung langfristiger Veränderungsprozesse in Psychoanalysen und Psychotherapien, Co-Präsident des Schweizer Psychotherapeuten-Verbandes (SPV).

Dr. sc. nat. Mario Schlegel, Psychotherapeutische Praxis in Zürich, Dozent und Lehr- und Kontrollanalytiker am C.G. Jung-Institut in Zürich. Leiter des Wissenschafts-Ausschusses der Ausbildungskommission der Charta-Institutionen, Vizeobmann der Delegiertenkammer des Schweizer Psychotherapeuten-Verbandes SPV/ASP.

Dr. phil. Henri Schneider, früherer Oberassistent an der Abteilung Klinische Psychologie der Universität Zürich, entwickelt einen theoretischen Bezugsrahmen für die Untersuchung langfristiger Prozesse der Veränderung in Psychoanalysen und ist als Berater im Bereich der Psychotherapieforschung tätig.